

Kopftuchzwang

Was hat das Bundesverfassungsgericht mit seinem Urteil, das Lehrerinnen zubilligt, Kopftuch zu tragen, getan? Es wirft den Kampf muslimischer Frauen um Selbstbestimmung auf fatale Weise zurück.

Von Necla Kelek

Es ist paradox. Viele Kommentatoren meinen, das Kopftuch sei zwar ein „religiöses Zeichen“, aber „kein gefährlicher Stoff“. Es sei ganz im Gegenteil ein Zeichen dafür, wie tolerant und stark unsere Gesellschaft ist, was sie alles aushält. „Ein guter Tag für die Religionsfreiheit“, jubelte der Grünen-Politiker Volker Beck. Zudem werde der Weg frei, sagen die Befürworter, dass muslimische Frauen in Schulen nicht nur als Putzfrauen, sondern auch als Lehrerinnen arbeiten könnten. Das Kopftuch als Zeichen der Emanzipation. Wenn es nicht so absurd wäre, könnten wir darüber lachen.

Ich bin in der Türkei geboren, und eine der großen Errungenschaften der Türkei Atatürks war es, das Kopftuch aus Behörden, Schulen und Universitäten zu verbannen. Es war im zwanzigsten Jahrhundert ein Zeichen der modernen türkischen Frau, dass sie ihre Haare offen trug und rauchte. Bis zur Regierungsübernahme durch Erdogans AKP war etwa die Hälfte der türkischen Frauen erwerbstätig, das Kopftuch wurde vorwiegend auf dem Land getragen. Inzwischen tragen fast zwei Drittel der türkischen Frauen den Schleier, ihre Erwerbsquote ist auf 22 Prozent gesunken. Auch Lehrerinnen dürfen heute in der Türkei das Kopftuch tragen. Ein Schelm, wer den Zusammenhang nicht sieht.

Ich bin seit Jahren ehrenamtlich in Mädchenprojekten in Berlin-Neukölln tätig. Die Vereine organisieren Nachhilfe und Nachbarschaftstreffen. Der Druck auf die jungen Frauen durch ihre Familien und die muslimische Community, sich entsprechend den islamischen Sitten zu verhalten und zu kleiden, hat stark zugenommen. Die Mädchen möchten eine Ausbildung, sie wollen selbständig werden und über ihr Leben bestimmen, aber es wird ihnen verwehrt. Sie werden keine Lehrerinnen, weil sie meist gar nicht die Schule beenden können, sondern vorher verheiratet werden. Sie werden Putzfrauen, weil sie nichts ler-

nen durften und ihre Männer Wohnung, Auto und Familienhochzeiten nicht allein finanzieren können. Wer behauptet, das Kopftuchurteil ebnete Frauen den Weg in den Schuldienst, ist zynisch.

Wenn jetzt noch der Druck auf die Mädchen durch Lehrerinnen, die offensiv das islamische Frauenbild demonstrieren, zunimmt, wird ein weiterer Weg in die Selbstständigkeit verwehrt. Die Eltern werden sagen: „Kleide dich anständig wie deine Lehrerin.“ Gestärkt wird das kollektive muslimische Selbstverständnis, das sich in der Koran-Sure 3, Vers 110 ausdrückt: „Ihr (Gläubigen) gebietet, was recht ist, und verbietet, was verwerflich ist.“

„Ein von der Lehrerin aus religiösen Gründen getragenes Kopftuch kann allerdings deshalb besonders intensiv wirken, weil die Schüler für die gesamte Dauer des Schulbesuchs mit der im Mittelpunkt des Unterrichtsgeschehens stehenden Lehrerin ohne Ausweichmöglichkeit konfrontiert sind.“ Das schrieb 2003 das Bundesverfassungsgericht zu seinem damaligen Kopftuchurteil. Eine Lehrerin mit Kopftuch ist ein stummes, aber beredtes Zeichen, dass die islamischen Normen Geltung haben. Wieso das Gericht seine Meinung geändert hat, ist nicht nachzuvollziehen.

Das aktuelle Urteil fällt der Integration und der Emanzipation junger muslimischer Frauen in den Rücken. Die Klägerinnen, wie schon 2003 das ehemalige Vorstandsmitglied der „Muslimischen Jugend in Deutschland“, Fereshta Ludin (siehe untenstehenden Artikel), finden sich samt Unterstützern im Umfeld oder direkt in den politischen Islam-Verbänden wie „Milli Görüs“. Diese Verbände verfolgen eine Strategie: Sie versuchen, über Musterprozesse ihre Vorstellung vom religiösen Leben als Norm durchzusetzen. Ein Urteil hat für diese Verbände so viel Nutzen wie ein Gesetz. Sie werden wie beim Schwimmunterricht mit Klagedrohungen das Kopftuch an Schulen durchsetzen. Vor allem an Schulen, auf die mehrheitlich muslimische Schüler und Schülerinnen gehen, werden in absehbarer Zeit Kopftücher das Bild bestimmen.

Zu kritisieren ist auch, dass sich das Bundesverfassungsgericht in eine innerislamische Debatte einmischt. Drei Viertel der muslimischen Frauen in Deutschland tragen kein Kopftuch. Zwischen den Vertretern des konservativen Islams der Verbände und den unorganisierten säkularen Muslimen besteht Uneinigkeit darüber, ob das Kopftuch tatsächlich der Prophetentradition zuzurechnen oder nur ein Relikt des immer noch herrschenden Patriarchats ist. Das Gericht darf sich in diese Auseinandersetzung nicht einmischen; es sollte den säkularen Staat stärken und die Schwachen, in diesem Fall die Grundrechte von Frauen und Mädchen, schützen.

Necla Kelek, geboren 1957 in Istanbul, lebt seit ihrer Kindheit in Deutschland. Sie ist Soziologin.



Sind da Ameisen im Teppich? Damon Albarn, Dave Rowntree, Alex James und Graham Coxon sind Blur.

Foto Dave M. Benett

Kopftuchidentität

Streiterin vor Gericht: Fereshta Ludins Autobiographie

Über Fereshta Ludin ist im Laufe der Jahre viel geschrieben worden, und über vieles hat sich die Frau, die bis vor das Bundesverfassungsgericht zog, um auch als Lehrerin ein Kopftuch tragen zu dürfen, geäußert. Warum sie sich das eigentlich antue, sei sie oft gefragt worden, die Prozesse und die vielen Interviews. „Ich ging dann in mich und hörte immer wieder diese zuversichtliche Stimme: Vielleicht würde ich mich doch noch erklären können. Vielleicht blitzen hier und da persönliche Seiten von mir durch, die den Leser nachvollziehen ließen, worum es mir ging.“

Jetzt, wenige Wochen nachdem das Bundesverfassungsgericht nun in ihrem Sinn entschieden hat, erklärt sie noch einmal, warum es ihr geht: „Enthöhung der Fereshta Ludin“ heißt ihre heute erscheinende Autobiographie (Deutscher Levant-Verlag), die im Untertitel teils spöttisch, teils trotzig auf jenes Bild anspielt, das es zu revidieren gilt: „Die mit dem Kopftuch“. Etwa die Hälfte des mehr als 360 Seiten füllenden Buches sind Ludins Kindheit und Jugend gewidmet, was nachvollziehbar ist für jemanden, der sich mit zwölf Jahren entschieden hat, ein Kopftuch zu tragen, und deren Leben als Erwachsene in so weiten Teilen von diesem Schritt geprägt war. Ludin, so erfahren wir also, ist als jüngstes von fünf Kindern in Afghanistan zur Welt gekommen, ihr Vater hatte in Princeton studiert und unter dem afghanischen König Mohammed Sahir als Minister gearbeitet. Einige Jahre nach dem Sturz des Königs 1973 zog die Familie aus politischen Gründen erst nach Deutschland und später, nach einem neuerlichen, diesmal zugunsten der Kommunisten ausgegangenen Machtwechsel in Afghanistan, weiter nach Saudi-Arabien. Dort verbrachte Fereshta Ludin ihre ersten Schuljahre.

In der Hafenstadt Dschidda mussten die Mädchen auf dem Schulweg ein Kopftuch tragen. Von der dritten Klasse an, schreibt Ludin (die ihr Buch zusammen mit Sandra Abed verfasst hat), habe es ihr Spaß gemacht, das Kopftuch „ab und zu auszuprobieren“ und unregelmäßig umzu-legen – bis sie im Alter von zwölf Jahren eben beschloss, es immer zu tragen. Warum? Weil es ihr, interpretiert man ihre ausgerechnet in diesem Punkt verhältnismäßig knappen Ausführungen richtig, wohl als geeigneter Mittelweg erschien zwischen einerseits dem, was sie als ein-

übertriebenes Hübschmachen für „fremde Männer“ empfand, und andererseits dem vollständigen Verhüllen von Kopf und Körper unter schwarzen Gewändern, wie es für saudische Frauen üblich war. Als Ludin mit ihrer mittlerweile verwitweten Mutter 1986 zurück nach Deutschland zog, hatte sie das Kopftuch also schon als einen „Teil ihrer Identität“ begriffen. Und es begann eine Zeit, die, weil sie von der Wiederkehr der immer gleichen Fragen bestimmt ist, im Grunde bis heute andauert: Warum trägst du das Kopftuch? Wirst du gezwungen? Und ist das kein Symbol für die Unterdrückung der Frauen?

Man glaubt Fereshta Ludin gern, wenn sie schreibt, dass sie unentwegt versucht hat, darauf zu antworten – als Schülerin in Darmstadt gegenüber den Mitschülern, als Lehramtsstudentin in Schwäbisch-Gmünd gegenüber Dozenten, als Führerin von Besuchergruppen in Moscheen, als Klägerin vor Gerichten. Man versteht auch, wie belastend es gewesen sein muss, spätestens mit Beginn des ersten Verfahrens 1998 für mehrere Jahre nie mehr nur für sich, sondern immer auch als Repräsentantin von allen möglichen muslimischen kopftuchtragenden Frauen sprechen zu sollen. Ludin deutet nur an, welchen Preis sie mit alltäglichen Anfeindungen, dem Scheitern ihrer Ehe und einem Burnout für diesen Gang an die Öffentlichkeit gezahlt hat.

Umso mehr aber verwundert es, dass sie in ihrer Autobiographie die Gelegenheit nicht nutzt, auf ihre Beweggründe detailliert einzugehen. „Auch diskutiere ich heute nicht mehr, ob das Tragen eines Kopftuchs im Islam eine Pflicht darstellt oder warum jemand sich dafür oder dagegen entscheidet“, heißt es an einer Stelle. Mehr noch: Für sie selbst sei das Tuch kein Symbol, „sondern ein Kleidungsstück“. Diese Feststellung verwirrt noch mehr. Denn nicht nur wäre es vollends unverständlich, warum sie für ein Kleidungsstück einen so langen Gang durch die gerichtlichen Instanzen angetreten haben soll. Dass ein Kleidungsstück nie nur ein Kleidungsstück, sondern immer auch ein Instrument der Kommunikation ist, lässt sich ja leicht auch daran ablesen, dass sich Fereshta Ludin nach eigenem Bekunden so oft missverstanden gefühlt und geärgert hat. Dass sie gegen die Missverständnisse nichts setzt, was sich besser verstehen ließe, ist nicht nur schade, es schadet auch ihrer Sache. LENA BOPP

Diese Band ist noch nicht am Ende

Zeitgeschichte im Songformat: Nach zwölf Jahren kommt ein neues Album von Blur

Nadelstiche haben sie immer wieder gesetzt. Zum Beispiel, als sie 2009 beim Glastonbury-Festival auftraten, dem britischen Woodstock sozusagen: große Nostalgieshow der neunziger Jahre, bei der mit den Discobass-Oktaven am Anfang von „Girls and Boys“ sofort die Massen tobten – ein Auftritt, musikalisch weit entfernt von Perfektion, aber was für eine Energie! Oder 2012 beim Sommer-Gig im Londoner Hyde Park: Auch dort raunte man „Wir bringen die Band wieder zusammen“, und tatsächlich gab es mit „Under the Westway“ ein neues Lied, bei dem sofort dieses Gefühl wieder da war: Hier wird britische Zeitgeschichte gewitzt in das Format eines Popsongs gegossen, so wie es in den besten Blur-Stücken immer der Fall war, von „Sunday Sunday“ über „Country House“ bis zu „End of a Century“.

Aber trotzdem schien eine Wiedervereinigung der wichtigsten Britpop-Gruppe zuletzt fast aussichtslos: Gerade erst vor einem Jahr, als Sänger Damon Albarn sein großartiges Soloalbum „Everyday Robots“ vorstellte (F.A.Z. vom 5. Mai 2014), hieß es noch, die Band Blur sei für ihn am Ende, er könne sich das einfach nicht mehr vorstellen. Wenn man betrachtet, wie unglaublich produktiv der Sänger seit dem vorläufig letzten Blur-Album „Think Tank“ (2003) gewesen ist und wie er dabei in jeder Hinsicht den Horizont seiner Kunst erweitert hat, ist das leicht nachzuvollziehen. Die Idee zur animierten Cartoonband Gorillaz war schlichtweg genial, und auch seine anderen Projekte, vom kurzen Glück mit The Good, The Bad und The Queen bis zum Konzeptalbum über den elisabethanischen Wissenschaftler John Dee („Dr. Dee“) sprechen sehr für ihn.

Albarns Drogenprobleme, die oft als Grund für das Ende von Blur angeführt wurden, bedeuteten also mitnichten das Ende seiner Kreativität. Es stimmt allerdings, dass diese Probleme, wie er offen erzählt, schon die letzten Blur-Alben künstlerisch geprägt hatten: Besonders in dem Song „No Distance Left to Run“ hatte er die auch am Heroin gescheiterte Beziehung zu Justine Frischmann vertont, der Sängerin der ebenfalls wichtigen Britpop-Band Elastic. Und tatsächlich stellte man sich bei ebendiesem tieftraurigen Lied wie auch bei der großen Elegie „The Universal“ oder dem völlig

zerbrochen klingenden „Battery in Your Leg“ die Frage, was nach solcher Trauermusik eigentlich noch kommen sollte. „No Distance Left to Run“ hieß dann folglich auch eine Filmdokumentation, die den Titel des Songs auf die Geschichte der ganzen Band übertrug: ein Abgesang.

Dafür, dass Blur Wiederbelebungsschwierigkeiten hatte, mag es noch weitere Gründe geben. Während Albarn sehr erfolgreich und Graham Coxon in einer geradezu schweigerischen Antimainstreamhaften Art immer weiter Musik machten (die diversen Soloalben dieses Frickele-Gitaristen sind vielleicht lustig, klingen aber oft wie irre Trips jenseits aller Hörbarkeit), ist der Bassist Alex James nur noch wenig und der Schlagzeuger Dave Rowntree gar nicht mehr musikalisch in Erscheinung getreten. James lebt inzwischen „in the country“ auf einer Farm; Rowntree erweckte im Gegensatz zum hippen Auftreten der anderen drei ohnehin schon immer auf leicht belustigende Weise den Eindruck, er sei womöglich selbst in eines jener Vorort-Reihenhäuser aus dem „Parklife“-Musikvideo eingezogen. Umgekehrt könnte man aber auch behaupten, wie Coxon das in der Dokumentation tut, dass Blur Anfang des neuen Jahrtausends Gefahr lief, zu einer Karikatur zu werden.

Während es also schien, als ob die Band wie so viele andere frühere Größen bald nur noch bei gelegentlichen Festivalauftritten ihr Erbe verwalten würde, kam die Wende nun angeblich bei einer ebensolchen Gelegenheit: Auf Tournee in Asien hatte man einige Tage frei in Hongkong, und dort sprang bei Spielereien in den Avon Studios von Kowloon wohl doch wieder ein neuer Funke über. Schwups, war auch der frühere Produzent Steven Street wieder ins Boot geholt, und nun gibt es also nach zwölf Jahren das neue Studioalbum „The Magic Whip“, das am 24. April erscheint.

Besonders in England wird darum bereits viel Aufhebens gemacht, es geistern Musiksnippets durch die einschlägigen Portale. An den verdruckst-intellektuellen Interviews der Gruppe hat sich offenbar wenig geändert. Man fühlt sich auch gleich wieder an Wortgefechte zwischen Colchester und Manchester, Blur und Oasis, Damon Albarn und Noel Gallagher erinnert, bei denen man als Nichtmutterstrahler kaum ein Wort verstehen konnte.

Tatsächlich beginnt das neue Album geschichtsbewusst: Das Eröffnungstück „Lonesome Street“ knüpft hörbar an die psychedelische Frühphase der Band rund um „She’s so High“ an, es quält ein frohsartiger Synthesizer dazu. „If you have nobody left to love / I’ll hold you in my arms“, verspricht Albarn. Das ist doch schon mal etwas. Der dreckige Slow-Rock von „Go Out“ erinnert dagegen eher an das Spätwerk David Bowies, es donnert der Krach. Natürlich wird man von Blur auch wieder erwarten, dass sie den Phon-Orkan ihrer Hitsingle „Song 2“ neu entfachen, das allerdings ist wohl unmöglich. Mit Stücken wie „Ghost Ship“ und „New World Towers“ wird dann klar, dass es bei Blur 2015 nicht mehr nur um Gitarre, Bass und Schlagzeug gehen kann, sondern auch Hip-hop- und Soul-Einflüsse aus Albarns Solowerk hier zu ihrem Recht kommen.

Die Band hat wohl auch begriffen, dass der Albumsound von „Think Tank“ mit all seinen verrückten Geräuschsamples bis heute etwas Besonderes ist, genau daran hatte ja auch Albarn mit Piep- und Funksignalen auf seinem letzten Solowerk weitergestrickt. Durch alle Lieder spuken hier Geräusche, vom pfeifenden Teekesselchen bis zum Spielomat beim ulkigen „Ice Cream Man“. Klanglich ist das Werk oft so nah bei „Everyday Robots“, dass man es auch für eine weitere Soloplatte Albarns halten könnte.

Man könnte daraus jetzt wieder ableiten, dass Albarn die Gruppe gar nicht mehr braucht. Oder aber man sagt, dass sein melancholischer Gesang, stimmlich wie inhaltlich, im Grunde immer von Blur geprägt war und deshalb auch in dieser Band am besten aufgehoben ist. Genau zu dieser Überzeugung kommt man bei „There Are too Many of Us“. Es ist wieder so eine apokalyptische Ballade, in der die Menschheit schon zur Marschtrommel in den Abgrund steuert. Aber gleichzeitig vermittelt sie das Gefühl, dass die Band, die sie spielt, noch nicht am Ende ist. Eine große Herausforderung hat sie allemal noch zu meistern: Nach den wirklich perfekt arrangierten Soloauftritten Albarns mit Streichern und Chorsängern jüngst müssen die außer Form geratenen Blur-Mitglieder jetzt schon einmal hart trainieren, um nicht nur die Energie, sondern auch die Qualität der neuen Songs im Konzert zu Gehör zu bringen. JAN WIELE

Covergrusel

Das Großraumabteil im Intercity ist fast leer; es besteht also kein Grund, sich an den Tisch zu setzen, an dem eine Frau von etwa dreißig Jahren döst. Aber auf diesem Tisch liegt eine Zeitschrift, die den Blick des eben Eingestiegenen beim Vorbeigehen anzieht wie ein Unfall. Denn das Titelbild dieser Zeitschrift zeigt ein fürchterliches Wesen: Wie mit schlecht gewordenem Geld abgerieben steht es da, trübäugig, verkniffen eitel, in selbstgefälliger Pose, die fast vornüberkippt vor lauter echtblütiger Abstammung von gegenkulturellem Rebellennadel, jung nur aus Trotz gegen die biologische Alterung wie gegen alle Tatsachen überhaupt, die es mit den Menschen verbinden könnten, denen von diesem Bild zugemutet wird, das Wesen zu bewundern, die Haare nach nirgends gebürstet, ausgestattet mit Klamotten, die den Straßenstil von Straßen feiern, die in die pure Dummheit führen, ins Land der profupubertären Lüge. Das Bild wirbt für eine Platte, ist aufreizend reizlos und so blöd, dass es schon richtig böse ist, aber dann doch auch wieder nicht böse genug, dass es wenigstens gefährlich wäre. Der eben Eingestiegene, der Jahre seines Lebens zwischen Verstärkerboxen, in Plattenläden und bei der Lektüre solcher Zeitschriften verbracht hat, setzt sich hin, direkt gegenüber der Frau, die ihr Nickerchen hält, weil sie sich davon erholen muss, diese Zeitschrift gekauft zu haben. Der eben Eingestiegene stellt im Sitzen fest, dass das Heft, von ihm aus gesehen, jetzt auf dem Kopf steht. Seine Hand will danach greifen, er will die Zeitschrift umdrehen und anstaunen. Von genauerer Betrachtung erwartet er eine Offenbarung, die sein falsches bisheriges Dasein zunichtemacht und ihn entweder erlöst oder zerstört. Er streckt die Hand aus. Die Frau wacht auf. Sie blinzelt schläfrig. Sie betrachtet den Mann, der die Hand zurückzieht. Sie betrachtet die Zeitschrift, dann wieder den Mann und sagt: „Eklig, was?“ Der Mann schluckt und nickt erlöt. Die Frau sagt: „Kennen Sie das, wenn man Teenager ist und sich entscheidet, ich will ab jetzt Techno-Mädchen sein oder Rockerin oder Hip-Hop-Frau?“ „In männlich, ja“, gesteht er. Sie erklärt: „Dann liest man die Fachpresse wie verrückt, ein paar Monate lang, und kopiert alles, was man da sieht, richtig?“ Er stimmt zu; so hat er das vor zwanzig Jahren auch gemacht. Sie sagt: „Ich glaube, von dreißig an muss man es umgekehrt machen. Man muss sich Bilder besorgen, die zeigen, was man nicht werden wollen darf.“ Sie nickt der Zeitschrift zu. Sie nickt dem Mann zu. Es wird ein sehr nettes Gespräch. Sie steigt in Fulda aus. Er hat ihren Namen nicht erfahren. Sie hat sein Leben gerettet. dda

Vielsprachig

Lindgren-Preis belohnt Leseförderung in Südafrika

Die südafrikanische Organisation „Praesa“ erhält den diesjährigen Astrid-Lindgren-Preis. Das teilte die Jurysprecherin, die schwedische Literaturwissenschaftlerin Boel Westin, gestern in Stockholm mit. Gegründet 1992 von Neville Alexander, der als Kämpfer gegen die Apartheid gemeinsam mit Nelson Mandela auf Robben Island inhaftiert gewesen war, widmet sich die aus einem Forschungsprojekt an der Universität Kapstadt hervorgegangene Praesa seither der Aufgabe, südafrikanische Kinder und Jugendliche zum Lesen zu bringen. Praesa weckt mit besonders interessanten Büchern jenseits der traditionellen Schullektüre die Freude der jungen Leser am Lesen, begründete die Jury ihre Wahl, und stärke auf diese Weise das Selbstbewusstsein der Kinder.

Der südafrikanischen Organisation geht es nicht zuletzt darum, die verschiedenen im Land gesprochenen Sprachen zu respektieren, den Unterricht in den Muttersprachen zu fördern und Bücher in möglichst vielen dieser Sprachen bereitzustellen. Außerdem unterstützt Praesa lokale Leseklubbs ebenso wie bilinguale Projekte etwa zum mündlichen Erzählen, tabletgestützten Schulunterricht und landesweite Programme zur Leseförderung.

„Diesen Preis zu bekommen ist ein Traum, der wahr geworden ist“, sagte die Praesa-Leiterin Carole Bloch: „Es wird unsere Arbeit, die wir mit einer großen Zahl afrikanischer Kinder durchführen, gewaltig verändern.“ Der Astrid-Lindgren-Preis ist mit fünf Millionen Kronen (umgerechnet 534 000 Euro) dotiert und gibt neben der Hans-Christian-Andersen-Medaille als wichtigste Auszeichnung im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur. Unter den früheren Preisträgern sind Autoren wie Maurice Sendak, Christine Nöstlinger, Philip Pullman, Shaun Tan und Gius Kujier. 2007 wurde die venezolanische Organisation „Banco del Libro“ ausgezeichnet, zwei Jahre später das Tamer Institut in Ramallah, die beide in ihren jeweiligen Ländern im Bereich der Leseförderung tätig sind. spre